

Die Radiopredigten

Auf DRS 2 und DRS Musikwelle gehört, zur Ergänzung notiert. Es gilt das gesprochene Wort

Li Hangartner, römisch-katholisch

26. Juni 2011

Angeschaut und angesehen

Psalm 139,1

Liebe Hörerin, lieber Hörer

Wer kennt es nicht, dieses riesige Fresko der Erschaffung Adams von Michelangelo in der Sixtinischen Kapelle. Da sehen wir Adam, seinen Zeigefinger ausgestreckt, um Gott zu erreichen. Gott, ein alter Mann mit schlohweissem Haar und Bart, streckt ebenfalls seinen rechten Zeigefinger aus, etwas kraftvoller jedoch und anmutiger als Adam, um auf ihn den Lebensfunken überspringen zu lassen. Vor kurzem bin ich im Internet auf eine zeitgenössische Darstellung dieses Motivs gestossen: Gott, eine reife Frau mit üppigen Rundungen, erschafft Eva. Das Anliegen der Künstlerin ist es, alte Bild- und Denkmuster aufzubrechen und zu aktualisieren. Gelegentlich ist es ganz gut, wenn gängige Gottesbilder durchbrochen werden. Aber heute geht es mir um etwas Anderes. Wenn wir das Bild Michelangelos näher betrachten, fällt auf, dass sich die Finger Gottes und Adams nicht berühren. Doch die Augen der beiden sind aufeinander gerichtet. Wie ein unsichtbarer Faden treffen sich die Blicke von Schöpfer und Geschöpf. Dieser Blick ist es, der mich fasziniert: Ich meine, dass der Lebensfunke nicht vom Finger, sondern vielmehr von Auge zu Auge überspringt. Die künstlerische Schönheit dieses Bildes mag in der Darstellung der beiden Figuren liegen, die theologische Schönheit jedoch liegt in diesem Blick zwischen beiden: Michelangelos Gott schafft den Menschen, indem er ihn ansieht.

Einen ganz ähnlichen Gedanken lese ich aus einem Gedicht von Hilde Domin:

Dein Ort ist, wo Augen dich ansehn.

Du fielest, aber du fällst nicht.

Augen fangen dich auf.

Es gibt dich, weil Augen dich wollen,
dich ansehen und sagen, dass es dich gibt.

Ich bin, weil ich gesehen werde, so wie ich bin. Nicht weil ich mich verdient gemacht habe, nicht weil ich besonders gut bin, oder besonders schön, oder besonders gescheit. Nein, einfach nur, weil Augen mich wollen, mich ansehen und sagen, dass es mich gibt. „Es gibt dich, weil Gottes Augen dich wollen.“ So könnten wir den Vers in Hilde Domins Gedicht religiös weiter schreiben: „Es gibt dich, weil Gottes Augen dich wollen, dich ansehen und sagen, dass es dich gibt. Dein Ort ist, wo Gottes Augen dich ansehn. Du fielest, aber du fällst nicht. Gottes Augen fangen dich auf.

Dies ist auch der Grundgedanke in Psalm 139 und ist zugleich ein Grundgedanke unserer christlichen Tradition: Wir sind, weil wir angesehen werden. Der Psalm 139 beginnt mit folgenden Worten:

*„Lebendiger, du hast mich erforscht und kennst mich. Du weisst, ob ich sitze oder stehe, du verstehst meine Gedanken von fern. Du bist um mich und siehst alle meine Wege.“
Du siehst und erkennst mich.*

Was bedeutet es, wenn Gott mich durch und durch kennt? Was ist das für ein Sehen und Erkennen? Es ist nicht das, was ich als Kind gelernt habe, nämlich, dass sich vor Gott niemand verstecken kann: „Ein Auge ist, das alles sieht, selbst was in finsterner Nacht geschieht!“ Und dieser Dauerwächter, der nie ein Auge zudrückt, hat uns Angst gemacht: Gott ist der, der alles sieht, der Gebote aufgestellt hat und peinlichst darüber wacht, dass diese Gebote eingehalten werden. Gehorsam belohnt er und Ungehorsam bestraft er. Er beobachtet den letzten Winkel, blickt ins Verborgene und prüft den Menschen „auf Herz und Nieren“. Kein Wunder, wenn diese Psalmverse, wie wir sie soeben gehört haben, zwiespältige Gefühle auslösen können. Gottes Gegenwart ist den Menschen keineswegs nur erwünscht oder angenehm, sie kann auch zutiefst verunsichern.

Du siehst und erkennst mich. Es ist nicht das beobachtende, abschätzende, fixierende Sehen, mit dem das Auge die Dinge zu Objekten macht. Der kühle Blick hält auf Distanz und überwacht, er zerlegt das, was er sieht, in seine Bestandteile, wie wir es von den griechischen Gelehrten übernommen haben. Wenn im Ersten Testament hingegen von den Augen eines Men-

schen oder, viel öfters, von den Augen Gottes die Rede ist, dann geht es nie um die physische Funktion des Auges, sondern um die Qualität und Dynamik des Blicks. Es ist das erschaffende Sehen, es ist das Sehen, wie Liebe sieht. Liebe sieht mehr als das, was ist. Liebe sieht immer auch, was wir sein könnten. Sich in die Erkenntnis eines Liebenden, einer Liebenden bergen, heisst, die Angst überwinden, vernichtet zu werden. Wir sind, weil wir angesehen sind. An-gesehen meint nicht, ein Ansehen zu haben, einen angesehenen Beruf, einen tollen Job und einen reichen Mann. Augen, die nach solchen Kriterien urteilen, sind ungnädige Augen, sie beurteilen einen Menschen aufgrund von Äusserlichkeiten. Doch die Schöpferin Gott lässt sich nicht blenden von Äusserlichkeiten.

Nicht nur vor Gott gilt es, es gilt auch vor den Menschen, dass man ist, weil man angesehen ist. Wir sind bedürftige Wesen. Wir brauchen den Blick, der uns schön findet. Wir brauchen den Blick, der uns Geborgenheit und Freundschaft schenkt, wir brauchen den Blick, der uns vergibt. Ich bin, weil ich angesehen bin. Ich muss mich nicht nur mit meinen eigenen Augen ansehen, die allzu oft nicht mehr feststellen als die eigene Unzulänglichkeit. Wenn ich erklären müsste, was Gnade ist, dann dies: Ich bin angesehen im Blick Gottes. Unter diesem Blick der Güte gibt es keine Lebensverdammnis. Ich vergesse den Satz nicht, den ich einmal von der Schauspielerin Hanna Schygulla gehört habe: „Ich schaue nicht mehr so viel in den Spiegel; denn die Augen, mit denen man sich selber anschaut, sind nicht die Augen, in denen man am besten aufgehoben ist.“ Es ist kein Mangel, des fremden Blicks zu bedürfen. Ich bin nicht, weil ich mich selbst gemacht habe, ich bin nicht der sich selbst gebärende Mensch, der sich nicht verdanken kann. Ich lebe von der Gnade der anderen. Der Psalm fährt weiter:

„Ob ich sitze oder stehe, ob ich gehe oder liege, mit all meinen Wegen bist du vertraut.“ Gott umfasst beides, mein Handeln und mein Ruhen, Aktivität und Rückzug. Gott nimmt nicht nur oberflächlich wahr, Adonaj umgibt und durchdringt mein Leben bis in die Tiefe meines Wesens. „Du weisst, du verstehst, du siehst“, singt der Sänger oder die Sängerin dieses Psalms. Gott ist dabei ganz nah und versteht meine Gedanken von fern. Dieses Verstehen betrifft „meine Gedanken, meine Wege“ und jedes „Wort auf meiner Zunge“. So heisst es weiter im Psalm: „Kein Wort ist auf meiner Zunge – Lebendiger – du verstehst sie alle.“ Vollständiger, umfassender, tiefer kann dieses Verstehen nicht gehen. „Von hinten und von vorn hast du mich umschlossen und deine Hand auf mich gelegt.“

Es mag Stunden in jedem Menschenleben geben, in denen solche Sätze nicht mit Zustimmung gesprochen werden können. In einer verzweifelter Situation wird die bergende Hand zur Faust, die mich gewaltsam niederdrückt. Es gibt keine Chance, Gott zu entkommen, diesem Menschenwächter. Wer hingegen diesen Psalm als „Gebetsweg“ geht (Erich Zenger), liest daraus die tröstende Gegenwart Gottes, die mitten in der Angst Hoffnung und Identität stiften will.

„Stiege ich hinauf zum Himmel – du bist dort, schlage ich im Totenreich mein Bett auf – sieh: Du bist da! Nähme ich die Flügel der Morgenröte und liesse mich nieder am äussersten Rand des Meeres, auch dort würde deine Hand mich leiten und deine Rechte mich festhalten.“

Kann ich entfliehen? Die Antwort auf diese Frage, die der Psalm gibt, lautet: Nein. Die Beterin, in ihrer Bedrängnis, will Gott loswerden. Doch alle Fluchtwege sind verschlossen. Weder im Himmel noch im Totenreich findet sie Schutz, weder im Land der aufgehenden Sonne noch im Westen, wo das Meer liegt. Ganz anders klingt diese Strophe aus der anderen Perspektive: Wie auch immer ich mich verhalte, nichts führt mich weg von Gott. Überall, zeitlich und räumlich, ist Gott für mich da und hält mich.

Angeichts der Gegenwart Gottes bleibt uns die Zerrissenheit nicht erspart, wie sie im Psalm 139 zum Ausdruck kommt: Ich will Gott suchen und bin zugleich auf der Flucht vor Gott. Ich möchte entfliehen, aber ich kann nicht. Wir kennen diese Ambivalenz nicht nur in Bezug auf Gott, auch das Erkannt werden von Menschen erfahren wir als zwiespältig: Wir sehnen uns danach, dass da eine geliebte Person ist, die mich sieht, mit meiner Bedürftigkeit und Unzulänglichkeit, die mich im Tiefsten erkennt und versteht – und dieses Wissen nicht gegen mich benutzt.

Von dieser Erfahrung spricht der Psalm, von dieser Erfahrung spricht das Gedicht von Hilde Domin, das wir eingangs gehört haben: Von der Güte der Menschen und von der Güte Gottes. Da, wo wir einander ansehen, da, wo wir aufgehoben sind im Blick der Güte, da sind wir, da werden wir die, die wir sind.

Liebe Hörerin, lieber Hörer, wir sind angesehen, deshalb leben wir, leben wir im Auge der Güte. Das ist die eine Gnade: Gott und Menschen sehen uns, wie wir sind. Aber wir sind nicht nur passive Objekte, wir sind nicht nur Vogeljunge, die auf die göttliche Fütterung warten. Wer angesehen ist, sieht auch. Das ist die andere Gnade: Uns werden die Augen geöffnet und wir sehen.

Bei Brecht gibt es eine wunderschöne Stelle im Stück „Der Kaukasische Kreidekreis“, die ich Ihnen zum Schluss vorlesen will. Nach einem Staatsstreich gegen den Grossfürsten wird der reiche Gouverneur Abaschwili hingerichtet. Seine Frau kann den Wirren der Revolution entkommen, lässt aber ihren Sohn Michel einfach zurück. Die Magd Grusche, die das Haus verlassen will, steht lange zwischen Tür und Tor. Da hört sie das leise Wimmern des Kindes und geht zurück, um das Kind noch einmal anzusehen, für ein paar Augenblicke bei ihm zu sitzen, bis jemand anderer käme.

*„Lange sass sie bei dem Kinde
Bis der Abend kam, bis die Nacht kam
Bis die Frühdämmerung kam. Zu lange sass sie
Zu lange sah sie das stille Atmen, die kleinen Fäuste
Bis die Verführung zu stark wurde gegen Morgen zu
Und sie aufstand, sich bückte und seufzend das Kind nahm und es wegtrug.“*

Zu lange sah sie – bis die Verführung zu stark wurde. Wie kommt es, dass das kleine Kind nicht stumm bleibt, wie kommt es zur „Verführung der Güte“, wie Brecht die Tat der Grusche nennt? Die Magd Grusche ist vom Blick des Kindes verführt worden, das Kind hat sie gleichsam adoptiert. Der Blick des bedürftigen Kindes hat sie zu der gemacht, die sie ist. Das ist unsere zweite Gnade, dass wir nicht hilflos sind, sondern stark werden unter dem Blick der Güte.

Vielleicht gilt das, was wir über den Menschen sagen können, auch für Gott. Vielleicht wird auch Gott erst durch uns zu der, die sie ist. Wo wir verführt werden durch die Güte, wo wir lieben, wo wir Recht und Gerechtigkeit herstellen, da verhelfen wir Gott zum Leben, da wird Gott leibhaftig in dieser Welt.

*Li Hangartner
Sternhalde 12, 6005 Luzern
li.hangartner@radiopredigt.ch*

Auf DRS 2 und auf DRS Musikwelle um 9.30 Uhr (kath.) und um 9.45 Uhr (ref.)